

## LESEPROBE „DER KELLER“

**Charlotte Richter-Peill**

### **Der Keller**

(...)

Meine Eltern fahren mich zu der wilden Wiese. Ich möchte nicht, dass sie es tun, bin ihnen aber insgeheim dankbar. Die Gegend ist einsam. Die meisten Grundstücke, die einmal als lukrativer Baugrund gehandelt wurden, sind völlig verwildert. Nicht einmal ein Bus verkehrt hier draußen.

In dieser Abgeschiedenheit werde ich mich also in meinem rauchgrauen Heim einrichten und stromernden Hunden meine Befehle erteilen: „Hopp, das war's, pisst woanders hin.“

Argwöhnisch begutachtet meine Mutter die lilaköpfigen Blüten des Pestwurz, bis ich beinahe lachen muss. Als könnten die Blüten aufplatzen und eine Horde schleimiger Science-Fiction-Monster entlassen. Auch der Blutweiderich, dessen grelle Ähren wie Lanzen aufragen, das filzige Mädesüß, das überall in Büscheln wuchert, die Schwertlilien und die fettig glänzenden, meterhohen Sumpfdotterblumen üben keine beruhigende Wirkung auf sie aus. „Hier wimmelt es bestimmt von Schnecken und Kröten“, sagt sie. Ein letzter Versuch, mich zurück ins Auto zu locken.

Ich zucke die Schultern. Meine Eltern schauen mich an. Ich lächle so zuversichtlich, wie es mir möglich ist. Sie nicken. Wir umarmen uns. Es macht mich traurig, wie ungeschickt ich mich dabei fühle.

Ein Zelt ist ein Anfang und die Bäckerei mein nächstes Ziel. Sie liegt einen erfrischenden Fußmarsch entfernt und hat noch geöffnet. Ich kaufe ein Rosinenbrötchen, zwei Würstchen im Blätterteig und eine Cola. Auf dem Heimweg sehe ich vor dem Haus, das meiner Wiese am nächsten liegt und somit mein Nachbarhaus ist, eine Frau auf einer Terrasse sitzen. In der einen Hand hält sie ein Buch, mit der anderen Hand streichelt sie mit festen, rhythmischen Bewegungen eine Katze, die wie knochenlos auf ihrem Schoß liegt. Die Frau hat ein helles Gesicht, sie sieht hübsch aus; sie sieht so aus, als ruhe sie ganz in sich selbst. Mehr noch: Als halte sie sich gern dort auf. Sie hebt den Kopf, schaut eine Weile zu mir herüber, ruft dann: „Sind Sie das, da hinten, mit dem Zelt?“

Sie deutet in Richtung meiner Wiese, die noch ein ganzes Stück von ihrem Garten entfernt liegt.

Ich zögere, dann rufe ich zurück: „Ein Haus kann ich mir noch nicht leisten!“

Sie lacht. Die Katze springt von ihrem Schoß und macht einen Buckel, dann stößt sie ihren Kopf gegen die Knöchel der Frau. Die Frau bückt sich und streichelt die Katze unter dem Kinn. Dieses Bild gefällt mir so gut, dass es ein paar Sekunden dauert, bis ich weitergehe.

Mit meinem Abendessen im Schoß sitze ich vor meinem Zelt und schaue über mein Land. Das Licht der untergehenden Sonne richtet am Himmel ein Blutbad an. Grillen geigen. Frösche jammern nach ihren Weibchen. Das Haus, in dem die Frau mit der Katze wohnt, ist kaum zu sehen. Ich habe das Maß an Einsamkeit erreicht, das man in dieser Gegend erreichen kann.

Wie soll es nun weitergehen? Es ist an der Zeit mir einzugestehen, dass ich gehofft hatte, auf eine offene Tür zu stoßen, durch die ich dann in mein neues Leben treten könnte. Und auch wenn mir das Unsinnige dieser Hoffnung von Anfang an klar gewesen ist, so fühle ich mich jetzt enttäuscht. Betrogen um etwas, auf das ich ein Anrecht habe.

Die Sonne sinkt hinter die Bäume. Ich krieche in mein Zelt und rolle mich in meinen Schlafsack. Dann träume ich, wie ich nur als Kind geträumt habe: ohne mir vorher die Zähne geputzt zu haben.

Mein Traum führt mich in ein Zimmer. Die Stille hier ist vollkommen. Ich trete an das Fenster, durch das weißes Licht strömt, und schaue hinaus in blühende Apfelbäume.

Das Geschrei der Vögel weckt mich. Sofort spüre ich, dass sich etwas verändert hat. Aber ich weiß nicht, was.

Als ich mit einem Croissant, einem kaffegefüllten Plastikbecher und dem Entschluss, mir einen Campingkocher zu organisieren, von der Bäckerei zurückkehre, stolpere ich über einen Hering und falle in mein Zelt. Sturzartig wird mir klar, worin die Veränderung besteht. Über Nacht haben die Wände meines Zeltes einiges an Festigkeit hinzugewonnen. So viel, dass sie unter meinem Gewicht nicht nachgeben.

Das ist die Veränderung. Ich finde sie beachtlich.

Ich kaufe einen Campingkocher und träume jede Nacht von dem Zimmer, in dem alles Wärme und Licht ist.

Wenn ich morgens aus meinen Träumen erwache, scheint sich das Zelt jedes Mal ein wenig verändert zu haben. Nach einer Woche kann ich es kaum noch ein Zelt nennen. Vielmehr gleicht es jetzt einer Hütte. Die rauchgrauen Mauern fühlen sich kühl und rau unter meinen Fingern an. Auch das Dach ist von einiger Festigkeit. Der Innenraum hat sich vergrößert. Ich schreite ihn ab, rechne nach, es sind mindestens zwölf Meter im Quadrat. Das Fenster aus meinem Traum fehlt, trotzdem läuft der Raum über von Sonnenlicht. Ich nenne ihn das Zimmer der Helle.

Das Bett in der Ecke – ist es von Anfang an da gewesen? Ich setze mich auf die darüber gebreitete Tagesdecke, streiche über die aufgestickten Rosen. Der Sessel neben dem Fenster ist ebenfalls sehr bequem. Auch eine Wiege steht in dem Zimmer, was ich nicht verstehe.

Mit jeder Nacht, jedem Traum dehnt und reckt sich meine Hütte. Als ich sie eines Morgens durch die einzige Tür verlassen will, stehe ich unversehens in einem zweiten Zimmer. Es ist so groß, dass ich erschrocken einen Schritt zurück trete. Ein Atelier ohne Fenster. Überall im Raum stehen steinerne Quader, schwarz und glänzend, als hätte sie jemand in Öl getaucht. Ihr Anblick bedrückt und fasziniert mich gleichermaßen. Während ich sie langsam umkreise, fasse ich immer wieder kurz ihre glatte Oberfläche an, die mir vorkommt wie die Haut von Delfinen.

Manchmal gehe ich spazieren. Nach diesen Spaziergängen schmücke ich mein Atelier mit den wilden Rosen, die ich unterwegs von den Hecken schneide.

Nachts träume ich.

Mit seinen kalkigen Wänden, der trockenen Kühle und den Betonpfeilern besitzt der dritte Raum den Charme einer Tiefgarage. Gegenüber der Tür hängt ein Bild in Schultafelgröße. Den Hintergrund bilden Dünen und ein Himmel in verschiedenen Abstufungen von Grau. Dargestellt ist eine Villa in Öl, mit Fenstern, die Inseln aus Licht in der Dunkelheit sind. Hinter den Fenstern glaube ich zuweilen schemenhafte Gestalten zu erkennen. Doch es könnte sein, dass hier einfach nur mit einigen Strichen dunklerem Gelb gearbeitet wurde.

Vielleicht liegt der Sinn des Bildes darin, mich an das zu erinnern, was ich will. Doch wenn ich zu lange auf die Lichtinseln starre, beginne ich zu frieren; dann verwandeln sich die Inseln in Tunnel, die in das Bild führen. Fort von allem.

Ich bin froh, dass mein Haus keine Fenster hat.

Bei dem vierten Zimmer sind meine Träume wohl ein paar Quadratmeter über das Ziel hinausgeschossen. Die Tür aus vielfarbigem Glas, die Treppe, die in weiten

Spiralen in den weitläufigen Saal hinunter führt, das ganze Dekor, alles wirkt überladen, theatralisch. Fehlt nur noch der Lüster meines Großvaters.

An einem Samstag hole ich ihn.

„Du siehst besser aus“, sagt meine Mutter.

Ich lächele. Ja. Es geht mir besser.

„Warum kommt ihr nicht auf eine Tasse Tee vorbei?“, frage ich.

(...)